

Einer Mädchenschule männliche Minderheit

Brief eines einstigen Hindenburg-Oberschülers

Lieber Freund!

Da Sie wissen, dass ich jener Anstalt eine gewisse Zeitspanne anzugehören gehalten war, ermuntern Sie mich, einen Beitrag zur Geschichte derselben zu leisten. Ich muß allerdings freimütig bekennen, dass ich mich an eine solche Arbeit nur mit einer gewissen Scheu zu begeben vermag. Sollte ich das lieber nicht einem jener Mitschüler überlassen, der die zu absolvierenden Klassen mit Glanz und Gloria durchlief? Um wie viel leichter hätte es ein solcher! Erfolge erscheinen im Rückspiegel der Erinnerung stets in einem ganz besonders güldenen Glanze, denn selbst wenn es auch da mitunter dunkle Punkte gab ... und alles, aber auch alles war wieder gut! Was dagegen spiegelt sich den anderen wider, jenen, die Tag für Tag, ja, Unterrichtsstunde für Unterrichtsstunde, gegen einen Sog von Schwierigkeiten anzuschwimmen gezwungen waren? Bei ihrer Rückschau stellt sich zwangsläufig das Problem der Entzerrung, die Frage nach der eigenen Objektivität, die ebenso schwierig zu beantworten ist wie die uralte Pilatusfrage. Jedoch solch Ausgangspunkt hat gewiß auch seinen Reiz, der mich also doch zur Feder greifen lässt. Vielleicht sollte ich es so halten, wie es geschieht, wenn alte Frontsoldaten sich nach langer Zeit begegnen: Da dominieren in dem erinnerungsträchtigen Gespräch zunächst die schweren Stunden, die es zu durchstehen galt; viele durchstanden sie gar nicht, manch einer nur unter Leid und Schmerzen. Die Dame des Hauses zieht sich dann, Mitgefühl im Herzen, unbemerkt zurück, um den stärkenden Imbiß zu bereiten. Kehrt sie nach geraumer Zeit wieder, so schallt der vollends Erstaunenden eine Lachsalve nach der anderen entgegen: „Wißt Ihr noch, als wir damals ...?“

Die Zeit, die ich jetzt in einigen gleichsam hingeworfenen Streiflichtern anzureißen versuchen will, war ohnehin eine Spanne außergewöhnlicher Art, stand sie doch unter dem übermächtig erdrückenden schwarzen Zeichen der Kompromisslosigkeit, dem erbarmungslosen Entweder-Oder, was der damals für unser Volk einzig und allein Tonangebende über die Ätherwellen mit den hart-akzentuierten Worten ausdrückte: „Friß Vogel – oder stirb!“ (Und der Beifall der Massen brandete auf.) Konnte man da von Lehrern und Mitschülern sämtlich weiseres Verhalten erwarten? „Mein Gott, Sie sind ja ein Krüppel!“ Der vor versammelter Klasse derart moralisch Degradierte fand nur wenige Jahre später den Fliegertod über Frankreichs Erde. „Ich bitte Sie, der Führer braucht Soldaten!“ Der Kommentar eines damaligen Rittmeisters und späteren Bundeswehrgenerals zu dieser tiefschürfenden „Erkenntnis“ ist leider kaum zum Abdruck geeignet. Die so geprägte allgemeine Situation wurde in dem hier in Betracht stehenden Falle zudem dadurch verkompliziert, dass eine Schue, deren ursächlich spezielle Aufgabenstellung darin lag, jungen Mädchen in der ihnen gemäßen Form Wissen und Weisheit zu vermitteln, in der Oberstufe zusätzlich männlichen Heranwachsenden den diesen wiederum zuträglichen Bildungsweg zu ebnet hatte. Das in der Begrüßungsansprache zitierte Dichterwort: „... da gibt es einen guten Klang“ allein genügt gewiß nicht, um praktikierbare Lösungen heranreifen zu lassen. So verlief denn der Strom der Schultage zwischen den von unantastbarer Autorität einerseits und der Unbekümmertheit der Jugend andererseits begrenzten Ufern. (Damit sind wir an dem Punkte angelangt, da die fürsorgliche Gastgeberin in den Kreis der alten Krieger zurückkehrt.) In fröhlicher Runde pflege ich zu vorgeschrittener Stunde dies anzubringen: „Herrschaften, ich habe das Fluidum einer höheren Töchterschule genossen. Merkt ihr das etwa nicht?“ Die Reaktion darauf zeigt sich stets gleich bleibend geteilt: Sobald das wahr homerische Gelächter männlicherseits halbwegs verklungen ist, beeilen sich die Damen mit der Versicherung, so etwas unbewusst schon immer empfunden zu haben. Mir bleibt dann wiederum der Ausdruck des Bedauerns darüber, ein Dokument nicht mehr zu besitzen, das ich dazu ersehen hatte, einst mein Arbeitszimmer zu zieren. Sein Material bestand aus allerfeinsten Bütten. Die der Bedeutung der Worte wohlangemessene Art der Lettern „Höhere Töchterschule zu Rastenburg“ umgab allegorisches Geranke, wirklich, alles in allem: Jungmädchenhaft im Stile der Wilhelminischen Ära. Was aber bildete den Tenor solchen Kunstwerks? Da stand zunächst in wuchtigen Schriftzügen: „Ihr Sohn war wegen groben Unfugs in der Zeichenstunde zu tadeln. Siebert, Studienrat.“ Darunter folgte sodann mit spitzgestochener Feder: „Die ganze Klasse musste bestraft werden, weil die Täter sich nicht meldeten. Demant, Studienrätin.“ Nein, in der Tat, die Täter meldeten sich nicht; selbst ein charmanter Appell in der Englischstunde an den hohen Wert deutschen Mannestums führte zu keinem „greifbaren“ Erfolg. (Man bedenke: Das, obwohl die meisten von uns in der Freizeit an ihren Uniformen Sterne, Litzen und Schnüre trugen!) Verstehen Sie mich recht, mein Guter, ich will jene Flegelci keineswegs zum jugendlichen Kavaliärsdelikt ummünzen, sie war und blieb ein wenig origineller Dummerjungenstreich. Das Element der Unstetheit der Jugend steigerte sich durch ein etwaiges zusätzliches Fahrschülerdasein geradezu ins Extrem. Gewiß nicht ohne begründeten Anlaß erklang es schon beim ersten Klassenfest:

„Die Korschener sind von besonderer Art,
kommt das wohl von der langen Eisenbahnfahrt?“

Nun, die Lötzener (beispielhaft nur genannt, bitte) schienen aus keinem anderen Holze geschnitzt zu sein. Hatten sie doch einmal krankheitshalber versteht sich, - leider - eine Mathematikstunde versäumen müssen. Beim nachmittäglichen höchstpersönlichen „Krankenbesuch“ traf Studienrat Siebert einen der beiden recht quicklebendig an („Der Herr wurde blaß, als er mir freundlich die Tür öffnete!“), die Eltern des andern aber bedauerten: Ihr Sohn habe heute Nachmittagsunterricht, der arme Junge käme daher erst abends von der Schule heim. Der strikte Auftrag an die Delinquenten, sich am nächsten Morgen unverzüglich bei der Schulleiterin zu

melden, gab dem Klassenpoeten Stoff zur dichterisch dramatischen Schilderung des Weges vom Bahnhof zur Deutsch-Ordens-Straße:

„...
Der Lipski sprach zum Wallnitz:
Nun sei bereit, mein Sohn,
Ich sehe schon vom weitem
Die ‚O‘ auf ihrem Thron!“

Gewissen tröstlichen Ausgleich des strapaziösen Fahrschülerdaseins bildete die gelegentliche Großzügigkeit Günter Leitmeiers, des verständnisvollen Sohnes des Rastenburger Bahnhofswirts. Reichte das schmale Taschengeld wieder einmal nicht hin und her, so gelangte wohl auch eine kostenlose Runde auf den Tisch der wartenden Korschener. Doch hier zeigte sich eine undichte Stelle, denn in der nächsten Chemiestunde dozierte Herr Siebert also: „Tja, das nennt man dann alcoholus absolutus. Den trinkt Herr Wischnewski dreimal, dann liegt er unter'm Tisch!“ Verweilen wir noch etwas bei unserem Klassenlehrer, dem geborenen Hannoveraner. Da konnte es mitten in der Mathematikstunde geschehen, dass er sich eingehend darüber ausließ, wie er in seiner Heimatstadt doch das allerbeste Deutsch gesprochen werde, dem unser böotisches Ostpreußisch nicht auch nur annähernd vergleichbar sei. Aber fast übergangslos folgte darauf etwa diese Ermahnung: „Meine Herren, lernen Se de Formels! Wenn Se nich de Formels kennen, können Se auch keine Examina machen. Die Damens kennen de Formels sowieso nicht, die sind zu dumm!“ (Ja, die lieben „Damens“ hatten es bei ihm mitunter nicht ganz einfach.) Der Studienrat stand der Zeit, in der wir lebten, recht kritisch gegenüber. Als bald wollte es der Zufall, dass ich als junger Beamter Gewissheit darüber erhielt, dass S. von der Gestapo überwacht wurde. Bei einer Knochensammlung (im Rahmen des Vierteljahresplans) erbrachte unsere Klasse das wenig stolze Ergebnis von 0,0 Gramm. Dieserhalb sprang mitten in der Unterrichtsstunde die Klassentür jäh auf und eine vernichtende Standpauke prasselte auf uns nationale Sünder allesamt hernieder, die jedoch durch Sieberts gefasste Stimme unterbrochen wurde: „Ich bitte zu bedenken, dass meine Herren nur schieres Fleisch und Eier essen. Es dürfte auch Ihnen bekannt sein, dass davon keine Knochen abfallen.“ Ich komme, ob ich will oder nicht, von den politischen Pointen des damaligen Schulalltags nicht fort. Die Ansprachen bei der Vielzahl der Feier- und Gedenktage wurden den Damen und Herren des Kollegiums in automatischer Reihenfolge zugeteilt. Kann man es einer Fachlehrerin verübeln, wenn ihr eine aufrüttelnde Rede zum „Gedenktag an die Gefallenen der Bewegung“ total misslang? „Und da kamen sie an die Feldherrnhalle. Und da kam der Kuchenregel ... nein, Verzeihung, Kugenregeln ... nein, Ku-gel-re-ge...“ In fröhlicher Erinnerung werden auch alle, die zugegen waren, jenen schönen Sommertag bewahren: Eine Kommission aus Berlin hatte sich angesagt. Dazu wurde von uns ein würdiges, der Schule Ehre einlegendes Verhalten erwartet. Nun ist erläuternd darauf hinzuweisen, dass es von der Schulleitung nicht gerne gesehen wurde, wenn wir, zeitlich unweit des Eintritts der Volljährigkeit, kurzbehost zum Unterricht erschienen: aber die Uniform war tabu und mit ihr demgemäß die dazugehörigen Beinkleider, wie immer sie auch geschneidert waren. Der Zufall wollte es, dass unser Artur Bohlmann, seine Länge entsprach dem Gardemaß, an jenem Tage in geschilderten Hosen (Stoppeln unter „denselben“) auf dem Katheder saß, um sein geschichtliches Referat loszuwerden. Charlotte Ziemann, von uns wohlgeachtete Studienassessorin, hatte sich währenddessen auf des genannten Schülers Platz zurückgezogen. Es klopfte. Herein spazierte die Kommission, geführt von einem würdigen Ministerialrat, sein Jackenrevers zierte das goldene Zeichen der Partei. Wir erhoben uns geziemend, und schon schritt der hohe Herr schnurstracks auf unseren „Bolle“ zu, streckte ihm kollegial die Rechte entgegen, die Artur freundlich lächelnd ergriff, und sprach, bevor die am Ende der Suite befindliche „O“ klärend einzugreifen vermochte: „Nun, Herr Assessor, nicht doch ein bisschen zu leger gekleidet? Na, schon gut, bei der Hitze ...“

Mitunter gab es in den Pausen weder unserem Alter noch der speziellen Würde der Anstalt geziemendes Gerangel. Fräulein Ziemann trat ein, just in dem Augenblick, als die schwere Klassentafel ihr Gleichgewicht nach hinten verlor und ein Unterprimaner ihr – perfekt synchron – mit einer vollendeten Rolle – rückwärts folgte. Schlagfertig fragte die Assessorin: „Ach, machen Sie vor jeder Stunde solche Freiübungen?“ Vielleicht passierte folgendes sogar am selben Tage: Durch die Fenster unseres Klassenraumes ergab sich ein erholsamer, weiter Blick bis hin zu den etwas höher gelegenen Wiesen vor der Hindenburg-Kaserne, wo zumeist große Viehherden weideten. Wer allerdings einen Platz unmittelbar an der Fensterreihe hatte, konnte auch den Schulhof gut beobachten. Nun geschah es, dass in jener Stunde sich dort eine Oberstufenklasse der Mädchen bei Spiel uns Sport tummelte. Man wird es verständlich finden, dass einen jungen Mann so etwas schon interessieren konnte. Vom Katheder aus jedoch, schweifte der Blick nur zu den von sommerlicher Hitze beeinträchtigten Schwarzbunten, dieweil der Schulhof außerhalb der Visierlinie blieb. So ist die Zurechtweisung verständlich: „Ach, Schenk, widmen Sie Ihr Augenmerk doch nicht so intensiv diesen dummen, vom Biswurm gestochenen Kühen.“

Unser jugendfrisches Lachen würzte oft die Herbe der Schulstunden. Doch tönt es mir heute noch in den Ohren: „Mon Dieu, Mon Dieu, Sie glauben wohl, Sie befinden sich im Lande des Lächelns?“

Beliebt waren ohne Zweifel die Unterrichtsstunden bei Fräulein Conrad. Sofort zu Beginn der jeweils davorliegenden Pause stürmte eine unaufhaltbare Phalanx junger Männer die Treppe zum Musiksaal hinauf. In diesem befand sich nämlich ein Harmonium, das dann zwar zu musikalischem Gebrauch, jedoch hinsichtlich des für ein solches Instrument geeigneten Repertoires zweckentfremdet wurde. Ich glaube auch heute noch, dass das bajuwarisch-volkstümliche „Bei uns ham's gestohlen, bei uns ham's geklaut“ nicht für Harmonium oder Orgel vertont worden ist. Werner Kubelke, Meister solch wahrhaft entarteter Volkskunst, saß spielenderweise mit dem Rücken zur Tür, während wir anderen, auf Kämmen blasend oder sonst geräusch-entwickelnd, den Blick zu eben

jenem Eingang frei hatten. Mitten in das Jubilieren hinein trat plötzlich die „O“. Die Begleitmusik erstarb in einigen restlichen Klagelauten, unser Organist aber bemerkte dies nicht und untermalte das einsetzende Donnerwort, immer noch alpenländlernd: „Und auf dem Berg, da steht ne Kua, die macht dös Auge auf und zua!“

Sport gehörte damals zu den Hauptfächern, sehr zu meinem persönlichen Leidwesen, da zumindest während der Winterhalbjahre das Geräteturnen ausschließlich den Inhalt des Unterrichtspensums bildete. Reck, Barren, Pferd usw. hatten auf mich eh und je die Wirkung mittelalterlicher Folterwerkzeuge. Wie froh begrüßte ich es, als für uns auf allerhöchstes Geheiß Boxen obligatorisch wurde. Turnlehrer Klein vom Gymnasium, dort und auch bei uns „Littchen“ geheißen, verlangte große Leistungen. So kam es, dass die Mannschaften unserer Schule bei Vergleichskämpfen recht gut abschnitten; ich denke da z.B. an die Leichtathletikwettkämpfe mit der als „Sportkompanie“ berühmten 7./I.R.23 oder an die Fußballspiele gegen die Herzog-Albrechts-Schule. Es soll in Schülerkreisen letztgenannter Anstalt nicht unbeträchtliche Erregung verursacht haben, als die „Rastenburger Zeitung“ eines Tages die Schlagzeile brachte: „Oberlyzeum schlug Gymnasium“. Ja, wir hatten den Wert guter Beziehungen zur Presse eben schon damals erkannt.

Ich muß den Reigen der Histörchen, die sich zunehmend in meine Erinnerungen drängen, abbrechen. Das ferne Wetterleuchten der Zeitgeschichte blieb selbst uns jungen Männern nicht verborgen. Jeden Morgen entstieg dem aus Richtung Lötzen eintreffenden Schülerzuge ein junger Studienrat, um seine Schritte zum Gymnasium zu lenken. Auch diesem war gewiß nicht bewusst, dass ihm der uns allen bevorstehende Zeitabschnitt Material zu zwei Bestsellern liefern würde. (Ich meine damit Heinrich Gerlach, den Verfasser von „Die verratenen Armee“ und „Odyssee in Rot“.) Ebensovienig erahnten wir die Wege, die uns zu gehen schon so bald nach der Schule bevorstanden.

Ich hoffe, lieber Freund, Sie fassen diesen Bericht nicht als das auf, was er nämlich auch nicht im Geringsten sein soll, eine verspätete Rache der letzten Bank? Gut, dann kann ich jenes kurze Kapitel meiner Jugendzeit mit einem Seufzer der Erleichterung zu den Akten legen.

In heimatlicher Verbundenheit
Ihr Fritz K. Wischnewski